

# Die Unrechte

Autor(en): **Rosegger, P.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **182 (1909)**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-655209>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Unrechte.

Von P. K. Rosegger.

Was doch die Schönhoferin für ein gutes Leutel ist! Wunderfelten findet man eine angesehene Großbäuerin, die sich auch zu den armen Leuten herabläßt. Die Kobelhütte ist ein armseliges Menschenneflein; die Schönhoferin steht nicht lange davor; sie drückt die klappernde Türklintel nieder und bückt sich — nicht als wolle sich der Reichtum einmal vor der Armut verneigen, sondern daß sie sich an dem niedrigen Pfosten nicht den Kopf anrenne, den Kopf mit dem schwarzen Seidentuch und dem glattgekämmten glänzenden Haar.

Für die Kobelhütterin ist's ein heißer Schreck; sie schießt im Stübelein herum, in der Absicht, mit ihrer Schürze von den Geräten Staub und kleine Kinder wegzufegen. Allerlei junger, schreiender, polternder Gottesfegen ist da, eine Zucht jeglichen Alters. Die Kleineren huschen angstvoll der Mutter zu, schier wie watschelnde Küchlein, wenn der Geier schreit.

Aber die Schönhoferin ist ja kein Geier, und sie sagt es selbst:

„Ihr Narrlein, was zappelt ihr denn so? Ich bin ja kein Geier nicht!“

„Die tut euch nichts,“ beruhigt auch die Mutter, „das ist die brave und ehrenwerte Schönhoferin. — Wenn die Schönhoferin ein Sichts wollt' niedersitzen, es ist halt überall so viel wild.“

Die Bäuerin wählt sich einen recht breiten Stuhl, und wie sie so dasitzt in ihrem bunten, bauschigen Kleid — oben das kleine, muntere Köpflein, unten die volle Entfaltung der Röcke, wie ein rauschendes Dreieck — da ist es gerade, als wäre die lebendige Mutter von Maria-Zell herniedergestiegen aus ihrem goldenen Gezelt und eingekehrt in die Kobelhütte.

Der Schönhoferin taugt die Ehrfurcht, mit der sie hier betrachtet wird; sie genießt dieselbe mit freundlicher Würde, dann fängt sie allmählich an, Gnaden auszuteilen in Gestalt von Semmeln und Äpfeln, die sie in einem weißen Armkörblein mit sich gebracht hat.

Die Kinder wollen alsogleich scharf über die seltsamen Erscheinungen herfallen, aber die Mutter hält sie zurück:

„Erst schön bitten, nachher angreifen!“

Und „bitten,“ die Händchen zusammenschlagen und falten können sie ganz artig — es sind eben armer Leute Kinder. Aber was darauf kommt, das Angreifen und in den Mundstecken, das können sie noch besser; und was dann ist, um das mögen sie Kinder reicher Leute wohl beneiden: der gute Appetit.

„Bist ein sauberes Dirndl, du!“ sagte nun die Großbäuerin zu einem etwa siebenjährigen Mädchen, dessen langes, goldfarbiges Haar an beiden Seiten des Gesichtchens ziemlich regellos niederhing, so daß die roten Wanglein und flachsblütblauen Auglein nur verstohlen dazwischen hervorlugten.

Die Kleine machte sich bei dem Spinnrocken der Mutter zu tun, damit sie der fremden Frau nicht ins Gesicht schauen müsse. Die Bäuerin ging zu ihr, faßte das sich etwas sträubende Händchen und sagte also:

„Ein sauberes Dirndl bist! Wie tuft denn heißen?“

Die Kleine schämte sich aber, und erst bei der dritten Wiederholung der Frage gestand sie mit gesenktem Köpfchen, daß sie Ugerl (Agathe) heiße.

„Wie viel hast ihrer denn?“ fragte die Bäuerin das arme Weib.

„O, du liebe Zeit,“ antwortete dieses, „mehr, als genug. Mit Kindern ist der liebe Herrgott so viel freigebig.“

„Muß Eins halt die Schürze nicht immer aufhalten, wenn er sie vom Himmel wirft,“ meinte die Bäuerin; „leicht fallen sie nachher anderen in den Schoß, die mehr Mittel haben zum Aßen.“

„Gut wär's schon“, versetzte die Kobelhütterin kleinlaut und dachte dabei bei sich: Ist auch eine rare Red' das, für so ein Weib.

„Willst mir eins lassen?“ fragte jetzt die Schönhoferin.

„An fremden Kindern ist halt nicht viel Unterhaltlichkeit,“ antwortete die Kobelhütterin. „Ich bin die rechte Mutter und muß



Wie viel hast ihrer denn?

mich oft rechtchaffen zusammennehmen, daß mir die Geduld nicht ausgeht."

"Mein Gott, die Kinder! Das freilich, daß Eins Geduld haben muß mit ihnen. Aber 's ist doch eine Freud'!" So die Großbäuerin.

"Die Schönhoferin hat halt ein gutes Herz", sagte das arme Weib.

"Ich hab' ja selber ein Dirndl, und tut's mir oft weh, daß mein Töchterlein kein Gespiel hat. Und gleich, daß ich dein Ugerl da mitnehm', wenn du mir's giebst."

"Geben?" rief die Kobelhütterin, "leicht freilich, daß ich's der Schönhoferin geben wollt'!" dachte aber bei sich: Just mein liebstes Kind! Hätte sie das neunjährige

oder das zweijährige oder ein anderes hergeben sollen, so wäre es eben auch ihr Liebstes gewesen — o Mutterherz!

"Geh, Ugerl, aber jetzt küß' geschwind der Schönhoferin die Hand. Das ist deine Mutter worden. Dir ist dein Brot in den Honigtopf gefallen."

Das Ugerl schaute so drein; es ging ihr fast zu Sinn, als geschähe jetzt etwas Seltsames über ihrem kleinen Haupte.

Die Großbäuerin schlug gleich einen mütterlichen Ton an. Das arme Weib machte ein frohes Gesicht, und die bitteren Tränen, die sie zurückprekte, rannen inwendig auf ihr Herz hinab. Sie sollte es gewohnt sein; mußte sie doch alle Jahre eins hingeben und

noch froh sein, wenn sie einen guten Platz dafür fand.

Ein einziges ist ihr gestorben. Das war noch ein ganz anderer Schmerz, als sie über das wachsweiße Gesichtlein mit dem Blumenkranz den kleinen Sargdeckel zunagelten. Das war noch ein ganz anderer Schmerz, aber er ist sachte vergangen, wie weißer Alpenschnee im Hochsommer. Sene Kinder jedoch, die sie zu fremden Leuten gegeben hat, machen ihr Sorgen und Schmerzen noch jeglichen Tag. Kleine Kinder, kleines Kreuz; große Kinder, großes Kreuz! So ist ihr ergebenes Wort.

Nun, auch dieser Tag ist vorbei. Und als des Abends der Kobelhütter von seinem Tagewerk heimkam, tat's ihm wohl leid, daß sein Ugerl weg war — aber nun hat wieder ein neues Platz, damit tröstete er sich.

Die reiche Bäuerin hatte das Ugerl mit sich geführt, lockend mit Äpfeln und Lebkuchen. Für das Kind war aber nun die schönste Zeit vorbei. Als Gespielin für das bluteigene Töchterlein taugte es nicht, das wies sich bald.

Das Ugerl wollt' immer was rücken, heben, machen, brechen, war ein fortwährender Unfried' mit Händen und Füßen. Das Haus-töchterlein hatte gerne Ruhe und freute sich nur, wenn sie bunte Schleifen oder Papierstücke an ihr Leiblein hängen konnte. Das ist doch ein unschuldiges Vergnügen, und man verdirbt sich dabei die Gesundheit nicht. Das Ugerl, wenn es schon gar so rührsam ist, soll was Nützliches schaffen! Sie mußte zum Gesinde, sie mußte in den Stall, sie mußte arbeiten. Denn, offen gesagt, und die Schönhoferin sagte es selbst: „Zum Füttern und zur Kurzweil hat sie das Wesen nicht aufgenommen, sondern zum Arbeiten. Der Mensch muß arbeiten, und je früher er anfängt, desto besser. Und der Mensch muß sich abhärten und einen Puff gewohnt werden, das ist ihm gesund.“

Für das eigene Kind gelten diese weisen Maximen freilich nicht. Warum es manche Mütter nur mit den fremden Kindern so gut meinen!

Das Ugerl hatte wenige Schuhe zertreten, denn es hatte selten welche an den Füßen getragen, und die Strümpfe von Menschenhaut

haben den Vorteil, daß die Löcher, die bisweilen in dieselben gerissen werden, selber wieder zuwachsen. Zur Winterszeit ist sie in Holzschuhen herumgeklöppelt. Das Harte war sie bald gewohnt — war doch alles steinhart, was um sie stand und lebte, auch das Gesinde, und mit der Bäuerin kam sie gar nicht mehr zusammen. Sie mußte aber durchzuschlüpfen, daß sie nicht gar zu arg anstieß. Flink und fleißig war sie, still und anständig. Keins hatte sie im Grunde ungerne, aber es muß in jedem Hof eins sein, an dem sich die anderen den Zorn auslassen können. Und dazu sind solche „Zuchtkinder“ (angenommene Kinder), wie das Ugerl eins war, wohl zu brauchen.

Sie hatte aber irgendwo einen vergrabenen Schatz. Sie wird größer und runder, und hat immer ihren vergrabenen Schatz. Wenn ich nicht einmal geguckt hätte, so könnte ich's nicht erzählen, aber — im Lodenjopp-lein, so in der hügeligen Gegend des roten Busentuches herum, hat sie einen Silbergulden eingenäht. Einen wahrhaftigen, hellen Silbergulden — kein Mensch weiß davon. Sie hat ihn von ihrer alten Patin; sie trägt ihn immer bei sich, bei Tag und bei Nacht — kein Mensch weiß davon. Das ist ein Glück, wenn man im reichen Hof eine arme Magd vorstellt und hat seinen besonderen, heimlichen Schatz!

Auf den „lieben Gesund“ hält sie auch, und wenn ihr was aufgedeckt ist, so schaut sie rechtschaffen zum Essen. Sie ist ein Weib, aber sie muß es zu Kraft bringen, daß sie es mit den Mannsleuten aufnehmen kann. Muß sie doch mit den Knechten gehen hinaus in den Wald, in die Holzarbeit, muß hacken, sägen, von der roten Morgenfrüh bis in den späten Abendtau. Sie darf dem Waidbuben nichts nachgeben, sei es im Holzschneiden oder im Fingerhäkeln, im Asthacken oder im Ringen. Und wenn die Bäume fallen, und wenn der Waidbub fällt — ein wenig hin auf's weiche Moos zur Kist — die Magd muß auf ihren zwei Füßen stehen. So weit muß sie's bringen mit ihrer Kraft.

Jede bringt's nicht so weit. Es ist bisweilen Eine, die hat sehr kluge Gedanken.

Schau, denkt sie, wenn sich die abgerindeten Bäume so bequem hinlegen aufs Moos und der schlanke Knecht auch so bequem hinlegt, so muß sich eins doch einbilden, der Herrgott hab's Moos zum Rasten erschaffen. Denkt sich's und bleibt nicht stehen.

Aber sitzen kann sie hernach bleiben, und das ist das Gefährliche.

Das Ugerl macht überhaupt allmählich die Erfahrung, mit den Mannsleuten wär's auszukommen; die werden alle Tage brüderlicher. Sie erzählt's der Mutter, wenn sie an Sonntagen zu ihr geht, aber die Mutter sagt: „Dirndl, trau nit, und schau zum Beten!“

Das erste Mal hat sie auf dieses Mutterwort gefragt, was denn da für eine Gefahr dahinter wäre? Die Mutter hat darauf just keine Antwort gegeben, doch hat sie in ihrem Herzen Gott gedankt, daß ihr Töchterlein noch so kindisch fragen kann. Das zweite Mal, wie wieder vom Beten die Rede gewesen, hat das Ugerl die Frage freilich nicht mehr wiederholt.

Die Haustochter der Schönhoferin hieß Amalia. Das ist ein wunderschöner Name; Ugerl, das ist ein häßlicher Name! Bei den zwei Mädchen selbst wäre es gerade umgekehrt, sagten die Leute. Die Amalia war fürnehm im Gewand und war fürnehm in den Geberden, und sie sagte mit ihrer glockenhellen Stimme, das Ugerl wär' „a dumme Trine und hätte lohengroße Händ'“. Glockenstimmig rief sie's, denn es gibt auch schrillende Glocken. Aber ihre feinen, weißen Händchen, die waren doch schön, und wenn sie bisweilen die kleine Handkanne nahm, um Blumen zu begießen, oder wenn sie einmal ein Scheitlein Holz vom Boden aufzuheben hatte, so streifte sie erst schützend die weichen Handschühlein an die zwei zarten Herrlichkeiten. Die Schönhoferin schaute ihre reisende Tochter mit glückseligen Augen an.

„Es ist schon wer in sie verliebt!“ sagte der Schönhofer einmal.

„Warum nicht gar!“ rief die Bäuerin in höchsten Freuden.

„Ja,“ versetzte der Bauer, „bis über die Ohren in sie verliebt.“

„Wer ist es denn?“ fragte sie.

„Du bist es“, sagte er.

Das war ein harter Schlag. Der Bauer setzte bei: „Es wird uns auch nichts anderes übrig bleiben, als uns selbst in die Amalia zu verlieben, denn die Burschen gaffen alle dem Ugerl nach.“

„Sagen wir Gott sei Dank!“ schrie sie; „unser Kind steht auf einen dummen Burschen, wie sie hier herum wachsen, nicht an. Sind ja lauter Krüppel in der Gegend, lauter Klöße. Dieses liebe Kind zu beleidigen!“ schluchzte sie.

„Hat ihr denn wer was Böses getan?“ fragte der Vater.

„Sich nicht in sie zu verlieben!“ wimmerte die Bäuerin, und da mußte der Schönhofer denn doch auflachen.

Auffallend ist's allerdings, das von der Amalia. Sie ist die einzige Tochter des Großbauern, sie ist zwanzig Jahre alt; sie hat, wie dargetan, die Hände glatt wie Elfenbein und Ringe daran, sie hat einen weißen Hals und ein güldenes Kettlein herum, dreimal herumgeschlungen, und hat an den Ohren schwere Gehänge und hat Rosenöl im Haar.

„Du tappige Dirn!“ schreit die Bäuerin — das geht das Ugerl an — „du trag' deinen gestickten Kittel, ist gut genug für dich; geh' barfuß, ist gut genug für dich! Und sei mir nicht so eitel mit dem Haarkämmen; bind' das alte blaue Tüchlein um den Kopf, ist gut genug; zieh's sauber über das Gesicht herab, daß das freche Gaffen einmal ein End' nimmt.“

Sie tat's, die Dirn, aber ihre Schönheit war nicht umzubringen, und das Barfußgehen war nachgerade gefährlich, denn die munteren Verfolger gingen den Spuren ihrer Füßlein nach.

„Versteck' dich in den hintersten Stallwinkel!“ rief die Bäuerin, „daß dich niemand sieht; es ist eine Schmach, wie du ausschaut. Der muß scharfe Augen haben, der dich anschauen will, gleichwohl du dir einbildest, du wärst die Schönste im Lande. Die Hoffärtigste vielleicht, das trifft zu. Geh', Hoffart, ich weiß dir einen passenden Schmuck: nimm deines Vaters Bettelsack auf den Buckel!“

Da denkt sich das Agerl: Na, heut' ist die Bäuerin wieder einmal mit dem linken Fuß zuerst aus dem Bett gestiegen! — Und verachtet flink ihre Arbeit und jodelt dabei. Wenn das Agerl jodelt, da wird die Amalia allemal ganz gelb im Gesicht; sie kann „so einen dummen Übermut“ nicht leiden. —

Jetzt kam einmal der Sylvester Ladenstam in den Schönhof. Der Sylvester war ein junger Mann, der erst vor kurzem von seinem Vater den Ladenstamhof überkommen hatte.

Die Schönhoferin raunte ihrer Tochter zu, sie solle sich recht zusammennehmen.

Der Sylvester ging so ein paarmal ums Haus herum; dann trat er zur Tür hinein, um am Küchenfeuer seine Pfeife anzuzünden.

„Ist das Euer Töchterl, Schönhoferin?“ fragte er, auf die emsig den Fußboden scheuernde junge Magd hindeutend.

„Mein, Gott sei Dank!“ antwortete die Bäuerin rasch, „das wär' nicht übel, wenn ich so einen Patschen hätt'. Eine Zuchtdirn ist's, ein ungeschicktes Ding und so viel dumm. Zu Tod tät' ich mich schämen mit so einem Kind. Aus Barmherzigkeit, daß man das Bettelkind aufnimmt — man meint, daß man sich so mit einem Wesen einen Stufen in den Himmel bauen möcht' — ja, was nicht noch! Die Höll' könnt' man sich anärgern! Aber laß dich doch nieder, Ladenstamer. Du Malerl! Dirndl!“ — rief sie — „Amalia, geh', bring' dem Ladenstamer einen Stuhl.“

Der Sylvester schaute das „Malerl“ gar nicht an. Er machte sich gleich wieder davon, und wie er zur Tür hinaus wollte, kauerte an derselben just das Agerl, unter lustigem Getriller die Schwelle scheuernd.

„Über ein solches Zaunstiegerl bin ich auch noch nicht aestiegen“, lachte ihr der stramme Bursche zu und setzte seinen Fuß über sie hinweg. Dann sich noch ein wenig umwendend, leise: „Meine Mauth zahl' ich nächstmal.“

„Amalia,“ sagte eines Tages der Schönhofer zu seiner Tochter, „ich will dir einen guten Rat geben. An den Werktagen gehe nicht im Feiertagsgewand um, und wenn ein Fremder da ist, so mach' dir was zu schaffen. Man hat ein Wohlgefallen an solchen Sachen.“

„Vielleicht gar Fußboden scheuern!“ versetzte die Tochter bissig.

„Jetzt hab' ich dich gekränkt, Malerl“, sagte der Vater und wollte sie streicheln; sie lief erboßt davon.

Und das Agerl, was sie tun mochte oder lassen, immer blieben die Burschen bei ihr stehen und schauten ihr ernsthaft zu oder sagten ihr ein schallhaftes Wort. Die junge Magd ließ sich aber nicht viel darauf ein; sie habe jetzt nicht Zeit für Narrheiten, sagte sie und arbeitete.

Eines Sommerabends war's, da stiegen zwei Männer vom Berg herab in das Tal und gingen hin gegen das Dorf. Der eine war der alte Drauder, ein scharfäugiges, verschmitztes Männlein; bei dem meldete sich schon die Gläze an, und es war immer noch kein Schnurrbart gewachsen; der andere war ein junger Mann, bei dem die Oberlippe sich hübsch zu beschatten begann, und das war der Sylvester Ladenstam. Sie führten ein Gespräch, das den Alten noch und den Jungen schon anheimelte. Sie sprachen von den Weibsleuten.

„Ja“, sagte der Drauder, der als der Ältere den Vernünftigeren abgeben wollte, „'s ist nicht anders. Hast eine Wirtschaft, wirst es nicht dermachen mögen, wirst heiraten müssen.“

„Heiraten wird auch kein Unglück sein,“ sagte der Bursche.

„Probier's“, versetzte der Drauder, „tu's grad' einmal probieren.“

„Probieren könnt' ich's.“

„Probieren kannst; aber wenn's dir nicht taugt, zurück kannst nimmer. Mußt aushalten wie der Ochs im Joch. 's ist nicht anders.“

„So nehm' ich eine, die mir gefällt, und mit der man gern zusammengeweden (zusammengespannt) ist.“

„Trau' du den Weibsleuten nicht, mein lieber Feszl!“ meinte der alte Drauder und zog die fahlen Augenbrauen in die Höhe. „Den jungen schon gar nicht. Da spielt was anderes mit, was dich unterkriegt, mein lieber Feszl! Es ist nicht anders. Es wird dir immer einmal bei einer vorkommen: just die

möcht' ich haben, die könnt' mir taugen. Vor einer solchen lauf' davon, so weit der Himmel blau ist, sag' ich dir! Wirfst einen Viehhandel abschließen, wenn du merkst, daß du einen Kauf hast?"

„Der Narr werd' ich nicht sein“, antwortete der Bursche.

„Und wirst eine heiraten, wenn du weißt, daß du so vernarrt bist in sie, daß dir der Verstand stehen bleibt? Wär' grad' so dumm! Fests, du hast Haus und Hof, die Zeit ist für den Bauer jetzt schlecht, die Steuern sind groß — du brauchst eine, die Geld hat.“

„Und daß ich sie auch gern haben könnt'“, wendete der Sylvester ein.

„Wir reden jetzt vom Heiraten und nicht vom Gernhaben, mein Freund“, jagte der Drauder. „Pass' auf, Fests, ich gebe dir einen guten Rat: heiraten sollst du eine Reiche — gern haben kannst, welche du willst.“

So sprachen sie. Dann kamen sie ins Dorf, wo gerade zur Vesper geläutet wurde. Am Eingange des Dorfes stand der stattliche Schönhof; auf der nahen Wiese mähte das Agerl Futter. Sie hatte dabei das Röcklein ein wenig aufgebunden, daß es bei der Arbeit nicht hinderlich war.

„Zum Exempel die!“ jagte Sylvester zum Begleiter.

„Heiraten?“

„Wollt' ich meinen.“



Trau' du den Weibskleuten nicht, mein lieber Fests!

„Zum Exempel!“ dehnte der Alte und hob seinen kleinen Kopf, „willst du zum Exempel heiraten? Zum Exempel für andere, ja, das trifft zu. Für dich selber ist's ein anderer Fall. Für den Mann selber ist das Heiraten vergleichsweise wie das jüngste Gericht: kannst selig sein, kannst verdammt sein! Und

im voraus kannst es nicht wissen. Da gibt es kein Exempel. Die Schönheit vergeht, und alleweil sind sich zwei verliebte Leute auch nicht unterhaltfam, und nachher tun sie sich viel mehr Übel an, als wie ein Paar, das nie so arg ineinander verliebt ist gewesen. Geh' du auf Numero Sicher, mein lieber Feszl, und nimm eine, die Geld hat! — Gehst mit zum Löwenwirt?"

"Ich soll doch in die Vesper, weil sie just geläutet haben", meinte der Bursche.

"O Narr! Wenn einer allemal wollt' in die Kirche gehen, so oft sie läuten! Das Wirtshaus feilt sich nicht mit Glocken aus."

"Ist zusammengespielt! Die Kirchenglocken läuten auch fürs Wirtshaus, und das Wirtshaus zieht der Kirche die Leut' herbei. Geh' nur voraus, Drauder, ich werde schon nachkommen."

Der Alte bog seithin, der Bursche ging die Dorfgasse entlang, und da kam aus dem Schönhofe just die Amalia herborgegangen. Sie trug ein himmelblaues, bauschiges Kleid nach städtischem Schnitt und Geschmeide und einen weißen Strohhut mit bunten Kunstblumen, trotzdem alle Gärten ringsum in hellen Maien blühten.

Der Schwelbester grüßte sie artig; sie dankte etwas fürnehm, aber doch mit vieler Huld. Der Schönhofer wollte eben seiner Tochter nachgehen, um sie zu begleiten. Als er jedoch sah, wer sich zu ihr gesellt hatte, schoß er wieder still in sein Haus zurück und riet seinem Weibe, sie solle doch einmal zum Fenster hinausschauen. Und als sie es beide taten und das junge Paar auf der Gasse hinschreiten sahen, daß mancher stehen blieb und ihm nachblickte, da lächelten sie.

In den ersten Augenblicken waren die jungen Leute ganz wortlos nebeneinander hingegangen. Endlich sagte der Bursche:

"Gehst Sie auch in die Kirchen?"

"Ja", antwortete sie bescheiden und schlug die Augen auf das Gebetbuch nieder. Sie hatte die Geschichte vom Doktor Faust gelesen; das Gretchen soll es auch so gemacht haben.

Nach einem Weilchen, als sie so fast im Gleichschritt nebeneinander hingingen, sagte der Bursche: "Es tut schon wieder stauben."

"Ist auch wahr", versetzte sie, ließ aber das lange Kleid hinter sich herwischen.

Er blinzelte sie ein wenig von der Seite an. Wenn die mein Weib wäre, dachte er bei sich, zu schämen brauchte man sich gerade nicht mit ihr.

Dann gelangten sie zum Kirchentor.

"Ich wünsch' gute Andacht", sagte der Bursche.

"Auch so viel", gab sie zurück, dann begab sich jedes an seinen gewohnten Platz.

Der Schwelbester verspürte keine rechte Andacht. Nach dem Gottesdienst ging er ins Wirtshaus und blieb dort bei lustigen Gesellen sitzen bis in die Nacht hinein. Es wurden Lieder über die Weibsleute gesungen, Preislieder und Spottlieder, und dem Schwelbester wurde geraten, er solle sich doch bald nach einer umsehen, denn die Schönen verblühten, und die Reifen fielen ab.

Als sie sich zerstreuten und der junge Lادنstam am Schönhofe vorbeikam, der so recht breit, aber ganz still in der finsternen Nacht dalag, verlor er den Weg. Er geriet in den Hof hinein und tastete sich an den Wänden und Türen hin; zum Glück war er die letzte Zeit her oft im Hause gewesen und fand sich zurecht.

Er hätte sich allerdings nicht zurecht gefunden, wenn im Hintergebäude aus einem Fensterlein nicht ein Lichtschein gedrungen wäre. Da drinnen saß Ugerl in leichtem Gewand, spät noch damit beschäftigt, ihre Werktagskleider auszubessern. Jetzt stand sie auf und ging zur Tür hinaus, um den wiederhergestellten Rock in den Kasten zu hängen, der im Vorderhause stand. Die äußere Tür wich, kaum daß Schwelbester seine Hand an die Klinke legte; fast erschrocken war er, als er sah, er stehe vor dem Ugerl.

Sie war nicht erschrocken, sondern sagte, das sei nicht der Weg ins Haus. Sie rate ihm, seine Füße alsogleich wieder hinauszutragen.

"Mit meinen Füßen habe ich heute nichts zu schaffen, Dirndl," versetzte der Bursche



flüsternd und ihr munter ins Gesicht blickend, „die tragen mich hin, wohin sie selber wollen — es sind Freierrfüße.“

Freierrfüße wird kein Mägdlein vom Schlage des Agerl abweisen, schon gar, wenn ein so prächtiger, herzteuber Bursch darauf steht.

Heimlich gefallen hat er ihr schon lange, der Sylvester Ladenstam. Aber so ist es ja, der Bursch begehrt's oft, ehe er noch weiß, was er will. Das Dirndl muß still sein, auch wenn sie einen kennt, den sie gern möchte. Sie geht aus, sie geht heim, sie wacht auf, sie schläft ein — sie darf's nicht verraten, welchen sie meint. Und sieht sie ihn da oder dort, sie muß die Augen niederschlagen und schweigen, muß warten, bis er selber kommt, zu fragen. Und selten, wie selten kommt er! Aber weil ihr bange wird, es könnt' der Rechte ganz ausbleiben, so muß sie wohl den Unrechten nehmen. Oft ein Unglück für Zwei.

Um so größer das Glück, wo es zutrifft und keine Falschheit dabei ist. —

Als der Sylvester aus der Thür trat und an der Wand hinschlich, faßte ihn ein Mann am Arm: „Gauch, was suchst du bei Nacht in meinem Haus?“

Nach der ersten Überraschung antwortete der Bursche: „Ich bin kein Gauch!“

„Na, wahrlich nicht“, sagte der Schönhofer, der es war, „du bist der junge Ladenstam. Schalk! Schalk! ich glaube gar, du willst eine begrüßen!“

Der Bursche antwortete: „Ich will's nicht leugnen.“

„Mich betrügst du nicht, mein Freund“, sagte der Großbauer, „ich habe eure Sach' schon lang durchschaut. Das Heimlichtun aber laß bleiben, komme beim helllichten Tag, und du sollst mir als Tochtermann willkommen sein.“

Als Tochtermann — gut, dachte sich der Sylvester, wenn wir auf diesem Wege sind, und schon so weit voran — mir ist die reiche Schönhofertochter schon recht.

Am anderen Tag sagte er zum Drauder: „Kannst eine Freude haben mit mir, ich mache dir Ehr'!“

„Wieso, wieso?“

„Wärst mein Vormund, so könnt' ich dir nicht aufs Haar schärfer folgen. Hast aber recht, 's ist ganz gescheit so.“

Und war sehr mit sich zufrieden und versuchte, ob sich sein Schnurrbärtchen schon aufdrehen ließe. —

Drei Tage später stand die Sache so, daß der Sylvester und die Amalia unter dem blühenden Fliederbusch beisammensaßen und der Bursche fragte: „Bist heut' fertig mit dem Überlegen?“

„Ich habe noch gar nicht angefangen“, antwortete sie; „ich hab' nichts weiter zu überlegen, mir ist's gleich recht gewesen.“

„Und hast mir's gestern noch nicht gesagt!“

„Ja, weil meine Mutter meint, so eine Bedenkzeit wäre der Brauch.“

Sie häfelten die Finger ineinander, und er sagte: „Gereuen wird's dich gewiß nicht.“

„Ich gefreu' mich schon“, gestand sie.

„Und ich auch schon auf ein braves Weib, das im Hause munter schafft“, bemerkte der Bursche nicht ohne Absicht.

„Wir werden leben, wie die Tauben“, sagte sie.

„Mit meinem Vater wirst du auch gern Geduld haben.“

„Auf deinen Vater gefreu' ich mich auch; er tut immer so lustige Spässe machen. Und will ich auf alle eine recht gute Frau sein. Schön wird's werden — wollt' nur die Hochzeit schon vorbei sein!“

„In acht Tagen!“ sagte der Sylvester.

„Eine kleine Drangabe könntest du mir wohl geben“, scherzte sie und hielt ihm ihre Lippen hin. Er drückte ihr blinzeln die Hand und ging davon, denn es gab nun viel zu tun.

Als er an der Streuhütte vorbeikam, sah er drinnen das Agerl mit Reifighacken beschäftigt. Er wand sich zwischen den duftenden Reifigschichten durch, um ihr den Arm um den Hals zu legen und ihr einen Kuß zu geben.

„So!“ sagte sie und stieß ihn mit der Hand zurück, „die eine heiraten und mit der andern Kurzweil treiben! Geh', Sylvester, du bist schlecht.“

Sie sagte nicht mehr, und es war ihm auch so ziemlich genug. Eigentlich war's ihm was Neues, daß der junge, allerwärts angesehene Schwelger Badenstam „schlecht“ sei. Wegen ein wenig Liebeln und scherzen und herzen schlecht sein? Was doch die Weibsbilder alles aufbringen wollen! Als er aber über den Steg ging und mitten auf demselben stehen blieb und hinablickte in die klare, tiefe Lantsch, da dachte er nicht ans Wasser, da kam es ihm schier selber vor, bei seiner Liebelei sei ein wenig Falschheit dabei gewesen, ein wenig viel Falschheit, eigentlich eine ganz niederträchtige Falschheit . . .

Dann schritt er vollends über den Steg. Und acht Tage später führte er über denselben Steg die reiche Großbauerntochter heim.

Der Schönhofer und sein Weib standen auf dem Söller ihres Hauses und blickten dem jungen Ehepaare nach.

„Das ist zuletzt noch verwunderlich schnell gegangen“, meinte der Alte.

„Verwunderlich, das glaube ich, daß der gleich angebissen hat,“ sagte das Weib; „aber mir geht halt alleweil zu Sinn, sie hätte einen besseren bekommen, als einen Mittelhofbauern!“

„Meinst, daß er Geld hofft?“ fragte er sie.

„Angespielt hat er just nicht drauf.“

„Weil er glaubt, die Sach' ist ihm ohnehin gewiß. Ich denke, wenn er gesehen hätte, was im Schönhofer Grundbuch intabuliert steht, er hätte die Mali noch in der letzten Stunde sitzen lassen.“

„Se nun, wenn der mit dem lieben Kind allein nicht zufrieden ist, dann geschieht ihm ganz recht, wenn er sonst nichts kriegt.“

„Wenn er's ihr nur nicht entgelten läßt!“

„Gott geb's! Ich bin froh, daß es vorbei ist.“

Dieses Gespräch haben die zwei Eheleute auf ihrem Söller geführt, während der Schwelger mit seiner noch hochzeitlichen Frau stolz des Weges ging und auf jeden Gruß mit der Miene eines reichen Großbauern dankte.

Wenn zwei Eheleute zusammen heiraten, so müssen die übrigen, die schon geheiratet haben oder es erst tun wollen, etwas Schlimmes sagen. Und weil sie diesmal nichts an-

deres wußten, so sagten sie: „Der junge Badenstam hat eine Dummheit gemacht.“ Und das war auch das Allerschlimmste, was sie hätten sagen können.

Die Gesind=Personen auf dem Badenstamhofe, die der jungen Hausfrau nicht zu Gesicht standen, wurden sofort entlassen. Besonders unter dem jüngeren Weibervolke räumte sie stark auf und bald auch unter dem älteren, wenn sich irgend eine erfahrenere Magd verleiten ließ, zu sagen, das und das wäre früher anders gewesen und nicht schlechter als jetzt. Die Hausfrau sollte ganz nach Belieben schaffen können, ohne daß jemand da war, der ihr die Schritte und Tritte nachzählte; sie soll gleich anfangs wissen, daß sie die Herrin ist, und ihre Umsicht, Sorgfalt, Sparsamkeit, ihren Fleiß und Arbeitseifer frei walten lassen können.

Gleich nach der Hochzeit ließ es sich auch recht gut an. Da hielt das junge Ehepaar etliche Feiertage und ließ sich nichts abgehen an Essen und Trinken. Amalia fand den Ehestand überaus fein und ließ ihren Eltern sagen, einen besseren Mann, als den Schwelger, hätte sie nicht kriegen können.

Endlich war doch davon die Rede, daß die beiden ihr Werktagsgewand würden anziehen müssen. Werktagsgewand? Die Amalia war ja im Werktagsgewand; sie war nicht gesonnen, sich wie ein Dienstoff zu tragen.

„Aber in dem langen Kleide wird das Kornschneiden nicht gut gehen“, meinte der Schwelger.

„Ja so, das Kornschneiden! Ei, Männlein, da will ich mich schon schürzen, ich freue mich recht darauf, und wollen wir auch eins plaudern dabei.“ So sagte sie. Das Plaudern war ihre liebste Sach', und sie fand die Lieb' und Treu' des Ehemanns darin, daß er ihr allzeit plaudern half. Indes, beim Kornschneiden kam's nicht dazu. Das fing an und zog sich hin Stunde um Stunde und von einem halben Tage auf den andern. Die Amalia griff just nicht ungeschickt an, sie war in ihrem Anfassen rasch und scharf und gab anfangs für jede Bewegung und Muskelspannung mehr Kraft hin, als eigentlich dazu ge-

hörte; auch wollte sie dem Gesinde zeigen, wie flink von nun an müsse gearbeitet werden. Aber am zweiten halben Tage fand sie, es täte ihr das Kreuz weh.

„Das ist nur zuerst so“, meinte der alte Ladenstam, der Vater des Schwelster, der trotz seiner achtundsechzig Jahre noch mittat; das Heimsen des überreifen Korns war zu dringend. „Das Kreuzweh“, sagte er, „das tut sich bald, Schwiegertochter! Der Mensch wird alles gewohnt.“

Am demselben Tage hielt sie noch aus. Am nächsten Morgen, da wieder ein so schöner, heißer und langer Schnitttag zu werden schien, da blieb die junge Bäuerin im Bett und beklagte sich über Stechen in der Brust.

So war der Anfang und so ging's fort. Sie war nicht launisch und nicht einmal recht-haberisch, da sie merkte, was ihr andere nicht recht machten, das müsse sie selber tun. Müßig war sie auch nicht; sie nähte oder nestelte an ihren Kleidern, glättete hier, faltete dort, tat hier ein Band weg, dort eins an oder zertrennte wohl auch das ganze Röcklein und nähte es wieder zusammen. Dabei war sie gar haushälterisch, so daß sie z. B. für die Wäsche die Stärke selber machte, wozu sie freilich an Kartoffeln einen größeren Wert vertat, als die Stärke beim Kaufmann an Geld gekostet hätte. Auch ihr und sein Bett hielt sie in musterhafter Ordnung, wobei sie stets versicherte, es sei ihr nichts so verhaßt, als Schlamperei. Die „Schlamperei“ in Stube und Küche schob sie dem Gesinde zu. Und wo draußen irgend welche Arbeit war, wie sie andere Bäuerinnen verrichten helfen, oder wo sonst die Wirtschaft eine kleine Beschwerde brachte, eine kleine Anstrengung und Hingabe erheischte, da kam das Stechen in der Brust, und sie blieb zu Bette.

Der alte Ladenstam schlug den Arzt vor. Stechen in der Brust sei kein Spaß, und es müsse festgestellt werden, wie tief das Übel sitze.

Aber das junge Weib sagte, vom Mediziniern halte sie nichts, und wozu das Geld hinauswerfen? Wenn sie sich schön „auslosen“ (ausruhen) könne, dann werde es wohl von selbst wieder gut.

Ein solch einsichtsvolles und sparsames Weib ist nur zu loben, fand der Schwelster, und da sagte der alte Ladenstam zum jungen: „Lob' du's, ich hab' nicht Zeit dazu.“

Weil es nun aber beständig so fort ging und die Amalia in ihrem weichen Nestlein hockte, während sonst das ganze Haus auf dem Felde war, so trat eines Tages der alte Ladenstam höflich in ihre Stube.

„Muß mich schon ein Gichtl anfragen, wie es dir geht, Schwiegertochter“, war seine Anrede. „Verhoff's, doch nicht gar leß (schlecht). Ausschauen tuft nicht schlecht; 's ist eine helle Freude, wenn man deine apfelroten Wänglein anschaut.“

„Apfelrote Wänglein?“ versetzte sie mit dumpfer, stumpfer und kurzatmiger Stimme. „Ja, das glaub' ich, mein lieber Vater. Kein Mensch glaubt's mir, was ich just voreh für eine Fieberhit' hab' gehabt.“

„Luftschnappen tuft woltern stark“, sagte der Alte und untersuchte die Kranke nach seinem Erkennen. Sie seufzte dabei.

„Wie sich das weist“, meinte nun der alte Ladenstam, „so wär's gar nicht weit davon, daß man ein geweihtes Kerzenlicht anzünden müßt'. Das Luftschnappen ist rein wie bei einer Sterbenden. Gottlob, daß sich der Puls besser zeigt; der geht ganz wie bei einem gesunden Menschen.“

„Nachher“, schnaufte die Kranke matt, „nachher kommt's ja gerad' heraus, als ob mir's der Vater gar nicht glauben wollt', daß ich krank bin?“

„Haft recht, Tochter, gerad' so kommt's heraus“, versetzte der Alte. „Und wird's dich auch nicht kränken, wenn ich dir sag', meine liebe Mali: brav ist's nicht, wie du's treibst. Brav ist's nicht! Um im Himmelbett den ganzen lieben Tag auf die Nacht warten oder breit hersitzen und ein schönes Gewand anhaben — dazu hättest müssen eine Herrenfrau werden. Du bist freien Willens eine Bäuerin worden, und Bauernsleute müssen arbeiten, wartet auch für die Weiber alle Tag ein g'nötiges Geschäft. Willst nicht arbeiten und die Wirtschaft mit besorgen, wie du's auch in aller Nachbarschaft sehen kannst, daß

es die Bäuerinnen machen — gefreut dich das nicht, willst es nicht, kannst es nicht, so ist mein Schwelger mit dir angeschmiert. Da kann er fleißig sein und arbeiten, wie er will; 's ist umsonst, du hilfst ihm ab, statt auf. Die Hausfrau hat den Vorratskammerschlüssel in der Hand und hat den Bettelstab in der Hand. Das, mit dem du jetzt anhebst, ist schon der Bettelstab, meine liebe Amalia, und das hab' ich dir in Güten sagen wollen."

Nach solchem Vorwurf war das Weib aus dem Bett gesprungen. Sie kleidete sich zitternd und weinend an, sie wankte hinaus zu den Arbeitern auf das Feld.

Der Schwelger war darüber hoch verwundert, aber die Amalia rief: „Gib sie her, die Sichel, gib her! Ich will schneiden. Ich will niemand an den Bettelstab bringen. Ich will schneiden, bis ich hinfall'."

Was das heißen solle? fragte der junge Bauer.

„Nicht einmal das niedrigste Dienstbot jagt man aus dem Bett, wenn es in der Fieberhitze liegt. Und mich, mich! — Jetzt seh' ich's, wie ich in diesem Haus in Ehren steh', jetzt weiß ich, zuweg du mich hast geheiratet: Daß du eine unverlohnte Dienstmagd hast!"

Und hub nach diesem Ausbruch bitterlich an zu weinen. Der Schwelger sprang ihr bei und führte sie begütigend zum Hause zurück. Und als er wieder — und ohne sie — auf das Feld kam, da beschied er seinen Vater mit sich in den nahen Holzschachen. Dort sagte er die zornigen Worte: „Wenn Ihr Euch noch ein einzig Mal zwischen mich und mein Weib mischt, dann sind wir fertig!"

„So?" antwortete der alte Mann scheinbar gelassen. „Fertig sind wir, der Sohn mit dem Vater — fertig, meinst? Ist brav von dir, daß du dich um dein Weib annimmst. Das gehört sich; das andere gehört sich nicht, sollst es aber nicht das zweite Mal sagen müssen."

Jetzt freilich wollte der Schwelger beschwichtigen. Der Alte hörte nicht darauf, sondern fuhr fort: „Dein Weib, das liegt jetzt wieder im Bett. Ist aber, so weit ich's versteh', keine gefährliche Krankheit. Ich will sie nicht

nennen. Probier's, lad' sie zu einer Lustbarkeit ins Dorf, gleich wird sie frisch und gesund sein."

„Ich brauch' Euren guten Rat nicht!" rief der junge Bauer, drehte sich und ging querfeldein seinen Arbeitern zu.

„Wir sind fertig, und er braucht meinen Rat nicht" — diese Worte murmelte der Alte dem davoneilenden Burschen nach. „Ihr jungen Leut', bei euch gefällt's mir nimmer. Jetzt bin ich fünfundvierzig Jahre auf dem Lodenstamhof geseffen — heut' ist's der letzte Tag. Ich geh' in ein anderes Haus; dort tun die Leut' fleißig hausen, dort werden meine Enkelein zur Arbeitsamkeit angehalten, dort findet meine Sach' einen bessern Platz als da."

Er hat keine Sichel mehr in die Hand genommen, hat noch an demselbigen Tag den Lodenstamhof geräumt, hat sein Gewand und Bettzeug in einem Buckelkorb mit sich getragen, ganz unten am Boden, in einen alten Lappen gewickelt, seine zwei Sparkassenbüchlein — und ist schwerfällig wegs hin gegangen, hinaus gegen den hügeligen Niedergau zu seiner verheirateten Tochter.

Als das geschehen war, sah der Schwelger sein Weib mit andern Augen an. Er hatte es seinem Vater nicht gestattet, sich „in die Ehe zu mischen". Nun war der Alte fort, hatte das anzuhoffende Geld mit sich genommen — das war Einmischung genug. Es hatte seine Folgen.

Die Amalia zeigte nun aber, daß ihr bitter unrecht geschehen sei. Sie arbeitete stark im Hause umher. Sie machte viel Geräusch, aber schlichtete wenig. Bald war sie freilich der häuslichen Arbeit satt; ihre zarte Natur — wie sie sagte — konnte die Anstrengungen nicht ertragen, und sie mußte sich wieder ins Bett legen.

Jetzt fing dem Schwelger an, angst und bang zu werden. Die Wirtschaft schlotterte; im Dienstpersonale wurde es lax und locker; mancher Nachbar schüttelte bedenklich seinen Kopf.

Gern sah es die Amalia, wenn sich ihr Mann an ihr Lager setzte, ihre weiße Hand

streichelte und mit ihr plauderte. Sie liebte, von Frauenkleidern zu sprechen, wie man sie trug, und wer sie trug, von kleinen Vorfällen und Familienangelegenheiten in den Nachbarhäusern, von Dienstbotenzank. Dazu mußte nun der Schwester blutwenig zu sagen. Er hätte mit seinem Weibe viel lieber von ihrem eigenen Hauswesen, von Vieh und Feld geplaudert, aber das langweilte sie, und so sagte sie einmal, ihre Natur sei dafür nicht geschaffen.

Und das Ugerl?

Ja, freilich, das war in himmlischen Freuden gewesen, als es sah, wie sie der junge, hübsche Mann, dem sie heimlich nachgelugt und nachgeträumt, so plötzlich auserwählt hatte. Als es dann vorbei war mit diesem Traum und nichts übrig geblieben, als sein falsches Lächeln, wie der Rauch vom Flintenschuß, da hatte sie sich ausgeweint und dann gelacht. Wenn's auch nicht lange gedauert, lieb hat er sie ja doch gehabt, das war ihr Trost, und arme Dienstmägde müssen bescheiden sein.

Eines Tages, es war schon im Herbst, als das Ugerl draußen im Walde die gefällten dünnen Holzstämme abhackte, um daraus für das nächste Frühjahr Zaunstangen zu machen, und als sie bei ihrer Arbeit ganz allein war, weil die Knechte drüben von der Wiese einen Felsblock wegzuschaffen hatten, der in der vorigen Nacht vom Bergabhange niedergefahren war, und als das Ugerl wie ein einschichtiger Baumspecht hackte und hackte, da kam aus dem nahen Dickicht, durch den der Fußsteig führte, ein Mann hervor, der hatte einen martialischen Schnurrbart und gutmütige Augen. Er war noch nicht dreißig, aber er stützte sich auf einen Stock, er hatte ein krummes Bein — nicht etwa vom Kriege her, obwohl er Soldat gewesen, sondern von der ehrlichen Berufsarbeit. Er war Dachdecker, und bei dem Bau des Armenhauses im Niedergau vom Dach gefallen.

„Nun, Ugerl,“ redete er die rüstige Holzschlägerin an, „die Bäume sind leicht von Holz?“

„Ja,“ antwortete das Mädchen, ohne sich umzusehen; „wenn sie von Butter wären, tät'

ich sie mit den Zähnen abbeißen“, und arbeitete weiter.

„Dirndl, schau doch ein wenig auf zu mir“, sagte er und trat näher an sie hin.

„Brauch' dich nur mit dem Rücken anzuschauen, so kenne ich dich.“

„So nenn' mich. Es taugt mir, wenn du meinen Namen sagst.“

„Du bist ein Mannsbild. Und die Mannsbilder, die kenn' ich.“

„Wär' mir lieb, du tätest sie noch nicht kennen, die Mannsbilder,“ erwiderte der Dachdecker, „denn ich möchte dich gern heiraten.“

Jetzt schaute sie aber doch auf, und jetzt sah sie, daß der Michel vor ihr stand, ein guter Bekannter von ihrem Vater.

„Heiraten?“ rief sie und stemmte den Hackenstiel auf den Baumstrunk, „ja, das ist mir schon recht.“

Er wollte sie vor Freuden umarmen.

„Erst nachher,“ sagte sie und schob ihn mit beiden Händen von sich, „erst nachher. Zuerst tun wir redlich zusammen heiraten, ist gescheiter.“

Das war das Wichtigste, was die beiden an diesem Tage miteinander sprachen.

Nach zwei Wochen luden sie ihre Bekannten und Verwandten zu ihrer Hochzeit. Auch der angesehenene Ladenstamer wurde demütig eingeladen, daß er mit seiner Ehefrau sich einfinde und dem Brautpaar die Ehre erweise. War die Braut doch schier ein wenig Milchschwester der Amalia, da die Milch, die sie tranken, viele Jahre lang aus demselben Stalle gewesen. Der Schwester fand auch gar kein Bedenken, auf Ugerls Hochzeit zu gehen — sie sind zusammen ja gute Bekannte. Wenn nur die Amalia nicht bettlägerig wäre! Jetzt erinnerte sich der Ladenstam an das Wort seines Vaters: „Lade sie zu einer Lustbarkeit, gleich wird sie frisch und gesund sein.“

Er trat in das Krankenzimmer seines Weibes und schaute zum Fenster hinaus.

„Das Wetter schlägt um. Wenn wir nur mit dem Rübeneinsperrn (Rübeneinheimsen) fertig wären. Der Wind riecht nach Schnee.“

„Es muß so was in der Luft sein, weil mir wieder gar so schlecht ist“, seufzte die Amalie.

„Wieder so schlecht!“ sagte der Schwelster und nahm sie bemitleidend bei der weichen Hand, „das ist jammerschade. Ich hätt' es gern gesehen, daß du morgen mit mir auf die Hochzeit gegangen wärst. Es ist Ernst worden mit der Ugerl \*), und wollen sie's nun rasch abmachen. Gefreuen tät' sie's schon, wenn du ihr die Ehr' geben wolltest.“

„Die Ugerl,“ versetzte die Kranke, „schau, hat die auch einen! Ich wünsch' ihr's. Ich hab' sie doch alleweil gern gehabt, die Ugerl. Sie hat mir oft eine lustige Stund' gemacht mit ihrem Lachen. Die müßt' doch frei harb werden, wenn ich ihr nicht auf die Hochzeit ginge. Gott Lob und Dank, daß mir schier ein wenig leichter ist. Etwan, wenn ich mich heut' Nacht gut auslosen kann, und wenn ich mich schön warm anleg', morgen, daß ich's doch möcht' probieren und ihr auf die Hochzeit gehen.“

„Meinst?“ sagte er, „wirst halt nichts essen und trinken und tanzen mögen! Und wär' denn dein Hochzeitsgewand hergerichtet?“

„Dieser Sach' wegen,“ meinte die Amalia, „dieser Sach' wegen wollt' ich's schon machen. Müßt' halt frei selber aufstehen; der Magd möchte ich das Seidenkleid nicht anvertrauen zum Glätten, und daß auch die Wäsche geschwind gestärkt wird. Ich sag's ja: wenn unsereins nicht überall selber dabei ist! Was will ich denn machen? Ich muß es doch probieren in Gottes Namen.“

Zur Stunde verließ sie das Bett und arbeitete an ihren Festkleidern die halbe Nacht lang und war flink und munter am nächsten Morgen, als sie mit ihrem Manne gegen das Dorf hinabging, wo zu Ehren der Brautleute schon die Böller knallten.

Als sie zum Schönhofe kamen, sahen sie zu ihrer größten Verwunderung hinter demselben die Ugerl beschäftigt, Kürbisse auseinanderzuspalten. Sie war noch zuhals im zerflüchten Werktagsgewand, nur hatte sie schon das Kränzlein in ihrem mit Sorgfalt geschlichteten Haar, und es sah wirklich aus,

\*) Jetzt war sie mannbar und hieß nicht mehr das, sondern die Ugerl.

wie die Amalia äußerte, als ob sie mit dem geflüchten Leinwandkittel zum Altar ginge.

„Ugerl!“ rief ihr der Schwelster über den Hofzaun zu, „ja, was ist denn das? Jetzt Kürbisspalten! Bist du denn nicht auch zur Hochzeit geladen?“

„Geladen bin ich schon, und diesmal redlicher Weiß,“ gab das Mädchen scharf zurück, „aber es sollen deswegen meine Ferkeln keinen Hunger leiden. Wenn Ihr mir die Ehr' gebt, so geht nur voraus; ich werd' schon nachkommen.“

So war's. In einer halben Stunde kam sie nach und war nicht einmal die letzte der Ankommenden, aber sie war die niedrigste und hübscheste, ihr Anzug war schlicht, aber doch bräutlich und just so gut geordnet wie bei anderen, die stundenlang mit dem Aufpußen beschäftigt gewesen.

„Die schau einmal an,“ sagte der Schwelster zu Amalia.

„Ja, du hast Recht,“ antwortete sie flüsternd in argem Mißverständnis, „was die für ein garstiges Schürzenband trägt! So eine blaue Farb' kann ich nicht leiden!“ —

Spät in der Nacht, als die Pfeifen und Geigen schon heiser und die Tänzer weintoll zu werden begannen, wurde der Schwelster Ladenstam von seiner Frau hinweg in die Oberstube des Wirtes gerufen. Es wäre jemand dort, der ein Wörtel mit ihm sprechen wolle. Der Schwelster begab sich dahin und fand im stillen Stüblein die Ugerl sitzen. Die Ugerl mit ihrem Bräutigam, dem Michel.

„Mußt' mir's schon nicht verübeln, Ladenstam,“ sagte die Braut zum Eintretenden, „daß ich dich von der Lustbarkeit hab' wegbitten lassen; aber mein Michel möcht' dich gern kennen lernen. Schau, Michel, das ist der brave Mann, der mir das Heiraten versprochen hat an demselben Tage, wo er um die andere hat geworben. Und dir, Ladenstam, muß ich sagen, daß ich weiter gar nicht böß auf dich bin. Wenn ich zum Auswendigen auch das Einwendige betracht“ — sie legte ihren Arm auf die Schulter des Michel — „so ist mir der lieber; nachher sollst wissen, daß ich vor meinem Manne kein Geheimnis

hab', und auch, daß du dich nicht zu fürchten brauchst, ich könnt' etwa deins der deinigen verraten. So, Ladenstam, jetzt kannst schon wieder gehen; wir zwei da sind jetzt am liebsten allein."

Der Bauer mußte nicht recht, wie ihm geschah. „Bedank' mich recht schön für die ehrsame Lossprechung!“ stotterte er nicht ohne Hohn und taumelte zur Tür hinaus.

Am anderen Tage hat der Dachdecker Michel das junge Weib in sein kleines, freundliches Heim geführt. Der Schimmel des Schönhofers brachte ihnen den alten, aber noch festgefügtten Schrank nach, der Ugerls ersparte Habe barg. Und die Ugerl fing nun an in ihrem eigenen Hause einzurichten, zu ordnen, zu arbeiten.

Amalia hatte sich bei dieser Hochzeit woltorn gut unterhalten, wacker gegessen, anständig getrunken, lustig getanzt. In der Nacht schlief sie in ihrem Elternhause; am nächsten Morgen ging sie mit ihrem Manne heim, und als sie heimkam, war sie krank.

Eine der jungen Dirnen des Hofes ging dem Schwelster zu und sagte: „Sie ist schon wieder krank.“

„Laß sie.“

„Du bist wohl ein rechter Hascher (bedauernswürdiger Mensch), daß du ein so viel frödelndes (kränkendes) Weib hast.“

„Was geht denn das dich an?“ versetzte der Bauer scharf.

„Weil du mir erbarmst“, sagte die Dirne.

„Marsch, zu deiner Arbeit!“ rief er ihr zu. Dann ging er zum Bette seines Weibes.

„Wahr ist's“, sagte er und blickte sie merkwürdig an, „wahr ist's“.

„Was meinst denn, Fests!, daß wahr ist?“ fragte die Amalia.

„Was mein Vater gesagt hat, daß du für die Arbeit krank und für die Lustbarkeit gesund bist.“

„So,“ antwortete sie, „dein Vater hat das gesagt, der Unfriedstifter!“

„Laß mir du den Vater in Ehren!“

„Für die Lustbarkeit gesund!“ versetzte sie. „Du beneidest mich, scheint mir, um den gestrigen Tag, wo ich seit langer Zeit wieder einmal auf der Welt gewesen bin. In

diesem Haus ist's ödweilig genug. Nichts zu hören, als vom Sparen und Hausen und Arbeiten. Du bist den ganzen Tag nicht daheim; die dummen Dienstboten sind meine Gesellschaft, heißt das, wenn eins oder das andere so gut ist und geht mir zu. Du kommst spät abends heim, bist verdrießlich und legst dich schlafen. Und da soll unsereins eine Freud' haben! Schon aus Langweil wird man krank! So ein Leben bin ich nicht gewohnt worden, und von wegen lauter Klagen und Sparen bin ich nicht auf die Welt kommen. Ich bin unglücklich mit dir.“

Dieses Geständnis war weinend herausgeschrien. Ihn traf's doppelt tief, da sie es ihm unmittelbar nach dieser Hochzeit sagte, aber er blieb ruhig und entgegnete folgendes: „Dein Klagegeschrei hilft nun allmiteinander nichts. Du hast vorher gewußt, wie ein Bauernhaus bestellt ist — du wirst nun als Hausfrau danach sein.“

„Als Hausfrau!“ rief sie halb lachend, halb weinend. „Da bin ich ja nichts als ein Dienstbot', wenn ich mich nach dem Haus richten muß.“

„Freilich bist ein Dienstbot'; ich als Hausherr bin auch einer. Ich darf nicht sehen, was mir lust taugt; ich muß auf Hof denken, auf die Familie, auf das Besinde. Ich habe die Verantwortlichkeit. ersäume ich nur einen Tag, so geht's ab. s. Wenn wir zwei nicht zusammenhalten, Amalia, so gehen wir mitsamt Haus und Hof zu Grund'.“

„Mir scheint,“ entgegnete sie, „du hast mich nur ins Haus genommen, damit du mir die Schuld geben kannst, wenn du mit deiner Ungeschicklichkeit abwirtschaftest.“

„Brauchst du eine Köchin, so sollst auch sehen, was sie treibt“, sagte er.

„So! du nimmst verschwenderische Dienstboten auf, und mich machst du dafür verantwortlich“, rief sie.

O Schwelster, o Schwelster! du zankst mit einem Weibe! Tue, was du willst, bestimme in deinem Hause, was du willst — du wirst Recht haben. Aber zankst du mit dem Weibe, so hast du Unrecht. Mannes Sache ist die Tat und nicht das Zanken.



S. Freudenberger (1745—1801).

Die Spinnerin.

La fileuse.





An der Haustüre stand ein behäbiges Weib.

„Warum? Weil ich auf der Schnitzbank sitze?“

„Nicht weil du auf der Schnitzbank sitzt, sondern weil du dein Weib in Stich läßt und liederlich bist.“

„Ich liederlich?“ fragte der Sylvester und tat erstaunt; dann gab er bei: „Ja, ja, es ist wahr.“

„O heiliges Kreuz Gottes!“ rief der Schönhofer. „Und du leugnest es gar nicht?“

„Nein“, antwortete der Sylvester, wiegte sich auf dem Holzbalken und tat, als ob er schläfrig wäre.

„Jetzt frag' ich dich, Ladenstam, wie soll denn das enden?“

„Schlecht“, sagte der Sylvester.

„Schlecht, sagst? Schlecht? Und tuft es doch?“

„Ich tu's nicht“, antwortete der Ladenstam.

„Du nicht? Wer denn?“ rief der Alte.

„Es tut sich selber“, sagte der Junge.

„Schau, Nachbar, es ist so: Es geht und nimmt mich mit. Ich hab' unglücklich geheiratet. Mein Weib hat mich verlassen. Ich bin liederlich worden. Meine Wirtschaft geht auseinander. Mein Haus verfällt. Ich mach' die Augen zu und rutsch' weiter . . . Ist so einfach wie das Einmaleins.“

Dem Schönhofer graute, und er machte, daß er fort kam. —

Nun vergingen Jahr und Tag. Der Ladenstamhof stand lange fest und wankte nicht.

Eine Weile noch stützte ihn das fleißige Arbeiten des Sylvester. Aber dieser fragte sich oft und öfter: Wozu soll ich mich plagen? Für wen denn? Und ließ nach und ergab sich dem vergnüglichen Leben. Sein Vater war gestorben, da fiel eine kleine Erbschaft aus; aber sie fristete den Ladenstamhof nur noch ein armseliges Jahr. Dann kam er unter den Hammer.

Der Sylvester ging davon, wollte es gar nicht wissen, wer den Hof erstand. Draußen im Lande wurde er gesehen, wie er in den Wirtshäusern herumsaß, herumlag, und endlich war er verschwunden, ohne daß ein Mensch nach ihm gefragt hätte.

Die Amalia lebte in ihrem Elternhause dahin und hatte Sorgen. Sorgen nämlich, mit welchen Kleidern, Maschen, Bändern, Schminken und Perücken sich das Altwerden am besten vertuschen ließe. Manches verblaßte Band hatte sie noch von ihrem Brautanzuge, und wenn sie bei Betrachtung desselben sich zufällig einmal an den „Festl“ erinnerte, so brachte sie allemal den Gedanken an: Der hat mich ins Unglück gebracht! Wer schuld an seinem Untergange war, daran dachte sie nicht.

Nach dem Tode ihrer Eltern wurde der Schönhof auf kurzem Wege veräußert. Amalia mußte auswandern, und weil sie kein anderes Asyl hatte, so kam sie ins Armenhaus des Niedergaues. Hier war sie nicht gern gelitten, weil sie sich an den gewohnten Beschäftigungen der Bresthaften nicht beteiligen wollte. So saß sie allein vor dem Hause auf der Bank und hatte Sand und Flitter an und tat nichts, als sich ansehen lassen. Die Vorübergehenden sahen sie und lachten. Und das tat ihr wohl, denn sie hielt es für Bewunderung.

In diesem Hause ist sie gestorben. —

Da war's nach vielen Jahren, daß ein greiser, verkommener Bettelmann sich durch die Gegend schleppte. Er kam auch vor den Ladenstamhof, der wieder stattlich und wohlbesorgt dastand. Der Bettler setzte sich an den Rand des Brunnentroges, der mitten im Hofe plätscherte, und schaute einigen jungen Leuten zu, die singend und scherzend Pflug

und Egge aus der Zeughütte schleppten und emsig daran herumregierten. Es waren ein paar prächtige, strammgewachsene Burschen und ein halberwachsenes Mädchen. Jedes hatte einen Blondkopf, und das Mädchen kam dem Greise so eigentümlich bekannt vor, daß er seine blöde gewordenen Augen gar nicht davon abwenden konnte. Auf einmal wurde der Name „Agerl“ gerufen, und an der Haustür stand jetzt ein behäbiges Weib, welches dem Mädchen zurief, es möge den armen Mann fragen, was er benötige.

Der Bettler hatte das Weib erkannt. Er erhob sich und suchte mit seinen wankenden Beinen davonzueilen. Das kam der Bäuerin nicht recht vor, sie ging ihm nach und erkannte — den Sylvester.

„Laß mich, Agerl, laß mich“, röchelte er und suchte seinen Arm aus ihrer Hand frei zu machen.

„Nein, so nicht, so nicht, Festl“, sagte die Bäuerin. „Steht's mit dir wie immer, du kommst heim und willst rasten.“

Sie nahm ihn mit ins Haus, sie erquickte ihn mit Speise und Trank. Und als er sich gelabt und ausgeruht hatte, betrachtete er die Umgebung. Es war noch die alte Stube, aber viel heimeliger eingerichtet als zu seiner Zeit. Es war einmal eine Hausfrau hier gewesen, die es mehr auf Brunk, als auf Behaglichkeit abgesehen hatte. Und er betrachtete die Agerl . . . Es lag in seinem Auge noch etwas von jenem Schimmer, der einst wie Mondlicht in der Mainacht geleuchtet.

„Dein Mann lebt wohl nicht mehr?“ Dieses Wort sprang ihm jetzt heraus, so plötzlich, wie der Stein aus der Schleuder.

Die Agerl zuckte nur ein wenig mit dem Auge, dann sagte sie: „Warum soll er denn nicht mehr leben? Er ist auf dem Acker und tut Korn säen.“

„Kann er noch säen?“ murmelte der alte Sylvester mehr in sich hinein, als aus sich heraus. Da er eine Weile brütete, so legte das Weib die Hand auf seinen Arm und sagte: „Ich kann mir's wohl denken, daß es dir weh tut, in diesem Haus fremde Leut' zu finden.“

„Der Fremde bin ich“, sagte er.

„Du hast es doch gewußt, daß wir's aus der Gant genommen haben? Der Michel hat's satt gekriegt, wie ein Spatz auf allen Dächern herumzusteigen; beim Aekern der Erdbundst hat ihn mir wieder schier jung gemacht. Die da draußen im Hofe, die fortweg lärmen, als wie nicht gescheit, das sind unsere Kinder. Wir haben in der Wirtschaft alleweil woltern Glück gehabt.“

„Ihr habt gearbeitet!“ sagte der alte Svlvester. „Es ist schon recht so, Lادنstamerin; der Herrgott tut seine Schuldigkeit und läßt jedem geschehen, wie er's verdient.“

Als der muntere Michel heim kam, hinfend und voll Erdstaub über und über, und der Agerl zurief: „So, Alte, das Körndl wär' drinnen; wenn Regen kommt, so sticht's in acht Tagen aus“, bedeutete sie ihm, er möge einmal sehen, wer da sei! Und als der Michel den Svlvester sah und auf den allerersten Blick merkte: der wird mir nimmer gefährlich, sagte er, ihm die schwielige Hand reichend: „Weil du nur wieder da bist, Fests. Mir hast oft schon derbarmt, daß du's so schlecht 'trossen hast. Jetzt bleibst da. Schau, dein Lادنstamhof ist mir so ans Herz gewachsen, daß ich nicht gern hören möcht', einem Lادنstamer wär's doch zuletzt schlecht ergangen. Du bleibst da, und soll's dir nicht schlecht ergehen bei uns daheim. Alter Fests, du bleibst da!“

Der Svlvester ist geblieben. Wieder zum Werkzeug hat er gegriffen, sofern es für seine entkräfteten Glieder nicht zu schwer war. In der regen Tätigkeit ist er wieder munter geworden, und die feuchte Ackererde hat von seinem Herzen die alte Bitterkeit fast gänzlich aufgesogen. Zu Allerseelen suchte er einmal unten auf dem Kirchhofe zwei Gräber, die ihm niemand mehr angeben konnte. Der Amalia hätte er gern ein Herbstströsklein geschenkt, dem Drauder aber wollte er Brennnesseln pflanzen für einen längst gegebenen, längst erfüllten „guten Rat“.



## Unsere Hausierer, oder wie der Kalender unter die Leute kommt!

### Chachelitschanz.

Wie der Kalender an und für sich eine altväterische Institution ist, der die Neuzeit mit ihrer Aufklärung und ihren Fortschritten wenig oder nichts anhaben kann, höchstens im guten Sinn, daß der Kalender, ohne seine hergebrachte Form und Erscheinung nach außen zu ändern, in seinem Inhalt bestrebt ist, dasjenige von der Neuzeit sich anzueignen, was gut und wünschenswert ist, so ist auch die Art seiner Verbreitung die alte geblieben seit 100 und mehr Jahren. Im letzten Botengruß hieß es:

Zu Fuß wird noch immer durch Wald und Feld  
Trotz Luftballon, Motor und Wagen  
Von den Hausierern zu Stadt und Land  
Der alte Kalender vertragen. u. s. w.

Ja, die Hausierer spielen eine gar wichtige Rolle in der Kalenderverbreitung; fast möchte man sie „Pioniere der Bildung“ nennen. Ohne Hausierer bliebe der Kalender auf der großen Heerstraße, und die kleinen, von der Eisenbahn und den modernen Verkehrsmitteln abgeschnittenen Dörfchen, Weiler und Hüttchen gingen leer aus ohne die freundlichen Boten, die den Zusammenhang mit der großen Welt vermitteln; die Hausierer sind es, die ihnen nicht nur die notwendigsten Gebrauchsgegenstände, wie Hofenträger, Schuhbündel, Stümpfen und Schnupf,